

Das Mädchen Barbara

Autor(en): **Hochheimer, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Mädchen Barbara

von Albert Hochheimer

Der Maler Fontana seufzte, als die Reihe zu erzählen an ihn kam:

«Bei einer Liebesgeschichte», sagte er, «sind es meist die äusseren Umstände, die wiedergegeben werden — der Rahmen gewissermassen — und wen interessiert das schon? Aus Höflichkeit, aus Neugier, mit halbem Interesse hört man zu und weiss im voraus, dass man nichts Neues erfahren wird, denn das innere Erlebnis, die Regenbogenbrücke, auf der die Liebenden einander begegnen, bleibt ihr intimstes Eigentum, von dem sie nichts ausliefern oder nur sehr wenig, nicht genug jedenfalls, um andere zu Mitwissern ihres Geheimnisses zu machen.

Meine Geschichte ist weder aufregend, noch spannend, eine schlichte Liebesgeschichte, wie wir sie alle einmal erlebt haben, die einen bewusst, viele ohne sich Rechenschaft zu geben und die meisten mit einer Ahnung von etwas Einmaligem . . . »

Fontana schwieg und indessen er sich zurücklehnte, dem Rauch seiner Zigarette nachsah, nahm sein Gesicht einen verschlossenen, geradezu abweisenden Ausdruck an, und als er jetzt zu erzählen begann, sprach er mehr für sich oder für eine ferne Geliebte irgendwo in der Welt.

«Ich lernte das Mädchen Barbara kennen, als ich bei Freunden auf dem Lande zu Besuch war», begann er. «An dem altertümlichen Tor, das vom Hof ihrer Eltern aufs Feld führte, begegnete ich ihr zum erstenmal. Sie stand da, ein noch ganz junges Ding, kaum 18 Jahre alt, schlank und blass, mit grossem Mund und grossen Augen und schaute mir erstaunt zu, wie ich mich unter einer alten Linde niederliess und sie und den Hof zu zeichnen begann. Sie rührte sich nicht — es kam mir vor, als seien mir der Hof, das steinerne Tor und das Mädchen in seinem faltigen, weissen Kleid schon lange vertraut, und ich kehrte wie nach einem schönen Traum nach Hause zurück, ohne mit ihr gesprochen zu haben.

Bald darauf kam sie mit einer Subskriptionsliste zu meinen Freunden und erzählte, dass sie einem Komitee angehöre und für irgendeinen Zweck, ich

glaube, es handelte sich um Abgebrannte, sammle. Sie bemühte sich geradezu, an mir vorbeizusehen, obwohl ich keinen Blick von ihr liess — doch schlug sie meine Begleitung nicht aus, als sie sich verabschiedete.

Während wir nebeneinander dahinschritten, fragte ich, ob ich sie malen dürfe, da errötete sie leicht und fing an, von ihrem Leben zu erzählen. Es war nichts Wichtiges: sie las viel, den ganzen Tag, wie sie sagte, fuhr zuweilen mit einem kleinen Boot über den See oder sass am Ufer und angelte, blickte verträumt über die glitzernde Fläche hinweg, ohne jemals etwas zu fangen.

Es war völlig windstill. Auf den Bergespitzen standen unbeweglich weisse Wolken, und der müde Gesang der Vögel in den Hecken und hoch in der Luft über uns vertiefte meine Sehnsucht nach Ruhe noch mehr.

Ich erkundigte mich, ob sie denn immer allein sei und kein Verlangen nach Geselligkeit habe. Darauf erwiderte sie nichts.

Dann schaute ich sie aufmerksam an und umschlang sie plötzlich und küsste sie auf den Mund. Es umfing mich der Duft und die Frische taufeuchter Blumen und ich wünschte mir, inmitten der sommerlichen Natur, den ganzen Tag, mein ganzes Leben so ohne Arbeit und ohne Ziel an der Seite dieses stillen, seltsamen Mädchens dahinzuwandeln.

Wir trafen uns nun häufiger, und während ich sie malte, sprach sie mit mir über Kunst, über das Leben, über Dinge, die mir als Künstler, ihrer Ansicht nach, vertraut sein mussten, und sie lauschte meinen Worten, glaubte ihnen und lächelte zuweilen.

Ich liebte sie. — Wahrscheinlich, weil sie mich so zärtlich und bewundernd anschaute. Ihr blasses Antlitz, die schmalen Hände, der schlanke Hals kamen mir rührend schön vor, ihr Verstand und die Aufgeschlossenheit ihrer Anschauungen entzückten mich — selbst ihr Müssiggang schien mir irgendwie zu ihr zu passen.

In jenen Wochen, in denen mein Herz Tag für Tag unter dem Glanz der Liebe erwachte, brach

über mich bisweilen ein Schauer von Glück und Erstaunen herein. Ich lebte in einem von aller Zeitrechnung befreiten Dasein mit der Gewissheit, dass niemand so tief in der paradiesischen Schönheit und Versunkenheit des Lebens stecke wie ich.

Lieulich und glühend strichen diese seltsamen Tage dahin. Neben Barbara spürte ich zuweilen in traumhaften Bildern, dass sie mich an die Frau erinnerte, die ich mir zu lieben vorgenommen hatte seit Anbeginn. Das Leben erschien mir leicht, als belohnte ein gütiger Geist die Tiefe meiner Liebe mit einer frohen Zuversicht.

An einem nebelfeuchten Septemberabend, an dem es schon traurig nach Herbst roch, schritten wir zwischen Gebüsch und umgepflügten Aeckern ihrem Haus zu. Da sagte sie: «Wir haben jetzt keine Geheimnisse mehr voreinander — Lieber — ich will heute meiner Mutter alles erzählen.»

Ich legte ihr meinen Mantel um die frierenden Schultern, und als wir vor dem Tor angekommen waren, umschlang ich sie und überschüttete ihr Gesicht, ihre Schultern und Hände mit Küssen.

«Bis morgen früh», flüsterte sie und umarmte mich behutsam, als fürchte sie, die nächtliche Stille zu stören, und im Tor drehte sie sich noch einmal um und rief: «Leb wohl — bis morgen», und war in der Dunkelheit verschwunden.

Ich mochte jetzt nicht heimgehen und stand noch eine Weile unentschlossen da, um das Haus zu betrachten, in dem sie lebte, dieses alte, solide, schwerfällige Haus, das, so schien es mir, mit den erleuchteten Fenstern wie mit Augen auf mich herabblickte. Ich setzte mich unter die Linde und sah zu, wie ein Licht um das andere erlosch. Ingeheim hoffte ich, dass Barbara noch einmal herauskäme. Als aber eine Stunde vergangen war und alles ruhig blieb, nichts sich mehr regte, schlenderte ich, erfüllt von zärtlichen Gedanken, nach Haus.

Am nächsten Tag ging ich zum erstenmal durch das Tor, verweilte einen Augenblick auf dem Hof, in Erwartung, dass an einem Fenster Barbara auftauchen oder von irgendwoher ihre Stimme ertönen würde. Aber keine Seele war zu sehen. Ich trat ins Haus und schritt durch einen langen Gang mit mehreren Türen, hinter einer von ihnen vernahm ich eine Kinderstimme, die laut und in monotonem Singsang deklamierte:

«Lerche, Du schwangst Dich so hoch empor,
Dass ich Dich ganz aus den Augen verlor . . .»

Plötzlich wurde eine Tür aufgerissen, ein Junge von etwa zehn Jahren erschien und fragte, wer ich sei und was ich wolle.

«Ist Fräulein Barbara hier?» erkundigte ich mich.

«Nein, sie ist mit Mutter heute morgen in die Stadt zurückgefahren», erwiderte der Junge: «Sie soll auf eine Schule, glaube ich», fügte er hinzu, «irgendwohin nach England. Diesen Winter noch.»

Ich wandte mich zum Gehen, blieb in der Haustür stehen und schaute, ohne an etwas zu denken, durchs Tor auf die alte Linde, den Weg und über den See hinweg, und aus dem Gang drang das eintönige Geleier zu mir:

«Lerche, Du schwangst Dich so hoch empor . . .»

. . . Fontana schwieg. Er beugte sich vor, und nach einer Weile bemerkte er leichthin, als sei ihm dieser Gedanke gerade eben erst gekommen:

«Ich beginne schon das Haus mit den Geranien und den Efeustöcken zu vergessen, und nur selten noch fällt mir unvermutet das glänzende Licht der untergehenden Sonne in den Fenstern ein oder der Klang meiner Schritte, wie ich ihn nachts auf dem Wege vernahm, wenn ich verliebt nach Hause zurückkehrte, und ich frage mich, ob nicht alles nur ein Traum gewesen sei oder ob sich Barbara meiner noch erinnert und irgendwo auf mich wartet.»

Die meisten Gestrandeten findet man in den Häfen der Ehe auf der Suche nach anderen Schiffen.

*

Wer am Erfolg zweifelt, gleicht dem Manne, der das Schwimmen aufgibt, weil er das Ufer noch nicht erblickt.

*

Mit den Ratschlägen ist es wie mit den Wegweisern: sie zeigen uns die Richtung, aber marschieren müssen wir selbst.

APHORISMEN

Von Robert Schaller